

Buchbesprechungen

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 57 (2008) 10, S. 804-823

urn:nbn:de:bsz-psydok-48529

Erstveröffentlichung bei:

Vandenhoeck & Ruprecht WISSENSWERTE SEIT 1735

<http://www.v-r.de/de/>

Nutzungsbedingungen

PsyDok gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von PsyDok und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt:

PsyDok

Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek
Universität des Saarlandes,
Campus, Gebäude B 1 1, D-66123 Saarbrücken

E-Mail: psydok@sulb.uni-saarland.de
Internet: psydok.sulb.uni-saarland.de/

BUCHBESPRECHUNGEN

Haveman, M. (Hrsg.) (2008). **Entwicklung und Frühförderung von Kindern mit Down-Syndrom. Das Programm „Kleine Schritte“**. Stuttgart: Kohlhammer, 252 Seiten, 32,- €.

Das Buch beruht auf einem Projekt zur Evaluation eines international gebräuchlichen Frühförderprogramms, das in Kooperation mit einem Elternverband geplant und im Rahmen von studentischen Examensarbeiten an der Universität Dortmund durchgeführt wurde. Es gehört zu den allzu seltenen Publikationen in deutscher Sprache, in denen mit empirisch-quantitativen Methoden der Frage der Wirkung von Frühförderung nachgegangen wird.

Der Herausgeber gibt auf den ersten 90 Seiten einen Überblick über einige entwicklungspsychologische Befunde zur Wirkung von frühen Bildungsmaßnahmen im Allgemeinen, zur Entwicklung der Bindung und frühen Lesekompetenz bei Kindern mit Down-Syndrom, zum syndromspezifischen Entwicklungsprofil, zu Metaanalysen zur Effektivität der Förderung behinderter Kinder und zur vergleichenden Vorschulforschung. Leider bleiben die Aussagen so unvermittelt nebeneinander stehen, wie sie hier aufgezählt sind, ohne dass ein schlüssiges entwicklungspsychologisches Modell als Grundlage für Interventionen herausgearbeitet wird. Aussagen zur Förderung von Kindern mit geistiger Behinderung werden auch nicht klar von Aussagen zur Förderung von Kindern mit sozialer Benachteiligung getrennt. So wird zwar die Problematik einer vielzitierten Studie von Schweinhart zur geringeren Wirksamkeit von übenden Förderverfahren diskutiert, allerdings nur mit Blick auf eine geringere Jugenddelinquenzrate als Erfolgsmaß – ein Thema, das wahrlich für Kinder mit Down-Syndrom ohne jede Relevanz ist.

Es folgt ein Erfahrungsbericht der Vorsitzenden des Down-Syndrom-Elternverbands, dann der Projektbericht. 44 Kinder wurden in die Interventionsgruppe aufgenommen, 32 Kinder bildeten eine Kontrollgruppe. Die Begleitung der Eltern erfolgte durch studentische Hilfskräfte. Die Evaluation erfolgte über eine Selbsteinschätzung der Fähigkeiten der Kinder durch die Eltern und ihrer eigenen Sicherheit im Umgang mit Förderfragen und anderen Aspekten des Familienerlebens. Nur für letztere wurden – warum eigentlich? – auch Daten in der Vergleichsgruppe erhoben, die zeigen, dass die subjektive Erziehungssicherheit durch das Programm steigt und es nicht zu einer höheren Belastung der Eltern kommt. Eine unabhängige Entwicklungseinschätzung mit einem Entwicklungstest erfolgt nicht. Dies und andere methodische Aspekte des Vorgehens (Konstruktion von Referenznormen im Sinne eines EQs, fragliche Signifikanz des gemittelten Entwicklungsfortschritts von EQ 75 auf EQ 79 im Untersuchungszeitraum u. a.) werden nicht kritisch reflektiert.

Dankenswerterweise wird jedoch die Frage der Grenzen des Programms in einer Teilstudie diskutiert. Eltern von Kindern mit schwerer Behinderung äußerten sich ge-

häuft unzufrieden, weil sie keine Fortschritte ihrer Kinder beobachten konnten. Ob der Hinweis der Autoren, die Herausgeber des Programms mögen doch von vornherein mehr auf die Grenzen des Programms hinweisen, damit die Eltern nicht so frustriert werden, genügt, erscheint denn doch zweifelhaft; an dieser Stelle wäre eine Reflektion der grundsätzlichen Frage zu wünschen gewesen, an welchen anderen Kriterien von Lebensqualität von Kind und Eltern man die Wirkung von Frühförderung messen könnte, statt sich auf den prozentualen Leistungszuwachs in Fertigkeiten zu beziehen. Dass dann abschließend noch so unterschiedliche Fragestellungen wie die – in Kenntnis der Besonderheiten bei diesem Syndrom fragwürdige – Adaptation des Programms für Mädchen mit Rett-Syndrom und seine Übertragung auf den Mathematik-Unterricht der Unterstufe in den Band aufgenommen wurden, lässt sich wohl nur damit begründen, dass eben auch dies Themen von Examensarbeiten waren.

Meindert Haveman hat den Versuch gemacht, ein Frühförderprogramm empirisch zu evaluieren; das ist sehr zu begrüßen. Er stellt die „richtigen“ Fragen. Dass es nur bedingt gelingt, die Kapitel zu einem Gesamtbild zu verknüpfen und nicht alle Antworten überzeugen, ist zum Teil den Bedingungen eines Forschungsprojekts geschuldet, das auf studentischen Examensarbeiten basiert. Es wäre somit schön, wenn die Arbeit Anlaß wäre für weitere Bemühungen, die Bedingungen der Wirksamkeit entwicklungspsychologisch fundierte(r) Interventionsmodelle zur Förderung behinderter Kinder zu analysieren.

Klaus Sarimski, Heidelberg

Heinrichs, N., Behrmann, L., Härtel, S., Nowak, C. (2007). **Kinder richtig erziehen – aber wie? Eine Auseinandersetzung mit bekannten Erziehungsratgebern**. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 159 Seiten, 19,90 €.

Verunsicherte Eltern brauchen wirksame Hilfen, die ihre Erziehungskompetenzen steigern und bei Erziehungsproblem helfen. Erziehungsratgeber und Elternkurse stellen wichtige Formen der präventiven Väter- und Mütterbildung dar. Welche Ratgeber, welche Programme sind wann, unter welchen Umständen für wen empfehlenswert? Ziel des Buches ist es, eine Übersicht über die Inhalte und die Wirksamkeit der bekanntesten Ratgeber und Kurse zu geben. Die besprochenen Formen reichen von allgemeinen Ratgebern mit Informationen über die kindliche Entwicklung bis hin zu strukturierten Programmen.

In einem einführenden Kapitel werden Anforderungen an einen Elternratgeber (Wirksamkeit, Veränderungsmessung etc.) formuliert. Anschließend werden elf Bücher bzw. Programme beschrieben und bewertet, für das jeweils Zielgruppe, Methoden, theoretischer Hintergrund, empirische Fundierung, Bekanntheitsgrad thematisiert werden.

Dem Autorenteam des Buches ist vor allem der empirische Nachweis der Wirksamkeit wichtig; sie orientieren sich in der Bewertung an den Richtlinien des Ärztlichen Zen-

trums für Qualität. Sie ordnen die vorgestellten Ratgeber nach dem Grad der Evidenz in drei Gruppen: (1) Bücher, die Eltern bei der Erziehung unterstützen sollen, die vermuteten positiven Aspekte aber nicht ausreichend empirisch nachgewiesen haben; dies sind „Der Familienrat“ (Dreikurs, Gould, Corsini), „Der große Erziehungsberater“ (Rogge), „Kinder stark machen für das Leben“ (Hurrelmann, Unverzagt); (2) Programme, die auf bereits mehrfach geprüften Strategien beruhen und denen somit eine empirische Evidenz zugesprochen werden kann, für die aber keine Evaluationsstudien vorliegen; „Jedes Kind kann schlafen lernen“ (Kast-Zahn, Morgenroth), „Jedes Kind kann Regeln lernen“ (Kast-Zahn), „Wie Kinder sauber werden können“ (Haug-Schnabel); (3) Elternbildungskonzepte mit einer empirischen Überprüfung im weitesten Sinne; „Das Gordon-Elterntraining“ (Gordon), „Das Prager Eltern-Kind-Programm – PEKiP“ (Koch), „Starke Eltern – Starke Kinder“ (Honkanen-Schoberth, Jennes-Rosenthal), „Systematisches Training für Eltern – STEP“ (Dinkmeyer, McKay, Dinkmeyer), „Triple P“ (Sanders). Diese Studien werden in einem eigenen Kapitel näher dargestellt.

Das Autorenteam beklagt, dass die meisten Elternbildungsprogramme nur eine geringe und wenig verlässliche empirische Basis im Sinne einer Evaluationspraxis haben. Als ungünstig sehen sie, dass gerade die niedrigschwelligen Informationsangebote, also die Elternratgeber, die im Buchhandel vertrieben werden und meist sehr bekannt sind, kaum von der Wirksamkeitsforschung Gebrauch machen; gerade diese hätten ein großes präventives Potential.

Das kleine Buch ist leicht lesbar. Die, zwar leicht verständliche, Illustrierung der Wirksamkeit in einem Cartoon ist nicht wirklich erhellend. Insgesamt bringt das Buch knappe Informationen für Fachleute, interessierte Laien und auch Eltern, denn „der optimale Ratgeber ist der, der gewählt oder empfohlen wird, nachdem man weiß, was man davon erwarten darf“ (S. 18).

Lothar Unzner, Putzbrunn

Kaufmann; L., Nuerk, H.-C., Konrad, K., Wilmes, K. (Hrsg.) (2007). **Kognitive Entwicklungsneuropsychologie**. Göttingen: Hogrefe; 429 Seiten, € 39,95.

Um es vorwegzunehmen: Trotz notwendiger Kritik im Detail schließt diese Buch eine Lücke in der deutschsprachigen psychologischen Fachliteratur und kann allen Lesern empfohlen werden, die an einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der Entwicklungsneuropsychologie des Kindes- und Jugendalters interessiert sind. Erstmals finden sich in einem Band aktuelle Überblicksarbeiten, die die Entwicklung wichtiger kognitiver Funktionen auf neuropsychologischer Grundlage darstellen. Das Buch ist in drei Hauptkapitel gegliedert: „Grundlagen“ (2 Beiträge; „Neurophysiologie der menschlichen Hirnentwicklung“, „Konzepte der Entwicklungsneuropsychologie“), „Methoden der kognitiven Entwicklungsneuropsychologie“ (4 Beiträge; „Habituation und Dishabituation“, „Bildgebende Verfahren“, „Ereigniskorrelierte Potentiale“, „Grundlagen der Humangenetik“) und

„Kognitive Funktionsbereiche“ (14 Beiträge; z. B. „Entwicklung räumlicher Fähigkeiten“, „Handlungswahrnehmung in der frühen Kindheit“, „Neurokognitive Leseverarbeitung“, „Emotionsverarbeitung“, „Theory of Mind“, „Gebärdenspracherwerb“, „Zahlenverarbeitung“). Auch wenn sich in manchen Beiträgen Bezüge zur klinischen Entwicklungsneuropsychologie finden, stehen Erkenntnisse und Methoden der Grundlagenforschung und nicht die diagnostische oder therapeutische Anwendungspraxis im Vordergrund.

Die Herausgeber haben den Autoren bei der Gestaltung der einzelnen Beiträge offensichtlich erhebliche Freiheiten gelassen. Im Hinblick auf die Berücksichtigung klinischer Fragestellungen und diagnostischer Methoden, den dargestellten Altersbereich, die Einbeziehung neuroanatomischer Grundlagen, die Systematik bei der Darstellung von Entwicklungsprozessen und erstaunlicherweise sogar im Hinblick auf die Berücksichtigung der neuropsychologischen Perspektive überhaupt, finden sich erhebliche Unterschiede. Das Methodenkapitel „Humangenetik“ weist keinen Bezug zu neuropsychologischen Fragestellungen auf, dem Autor (T. Grimm) gelingt es zudem, ein als Einführung gedachtes Kapitel so zu schreiben, dass sein Verständnis gründliche Vorkenntnisse voraussetzt. Das Kapitel zur „Sprachentwicklung“ (J. Siegemüller) ist zwar gut zu lesen, vernachlässigt aber wiederum den neuropsychologischen Bezug. Zum Einfluss der rechten Hemisphäre auf die Sprachentwicklung findet sich kein einziges Wort. B. Fimms Darstellung der Aufmerksamkeit ignoriert die ersten Lebensjahre. Andere Beiträge überzeugen durch eine prägnante und umfassende Darstellung, z. B. „Neuromotorische Entwicklung im Kindesalter“ (B. Latal, J. Calfisch, R. Largo) und „Visuo-Perzeption und Visuo-Motorik“ (C. Zoelch, G. Kerkhoff). G. Lehmkuhl und O. Fricke steuern das einzige Kapitel zu einem klinischen Störungsbild bei: „Störungen bei Handlungs- und Bewegungsabläufen: Apraxie und Dyspraxie“. Klinische Bezüge finden sich auch im gelungenen Beitrag von U. Gleissner („Lern- und Merkfähigkeit“), die ebenso wie K. Konrad („Entwicklung von Exekutivfunktionen und Arbeitsgedächtnisleistungen“) und Latal et al. zu ihrem Themengebiet auch relevante diagnostische Verfahren nennt.

Es handelt sich durchgehend um fachlich anspruchsvolle, professionell geschriebene Beiträge. Leser, die eine bequeme und leicht verdauliche Lektüre erhoffen, werden hier nicht bedient. Inhaltlich ist festzustellen, dass trotz der Themenvielfalt einzelne neuere Entwicklungen der Forschung nicht berücksichtigt werden, z. B. die in den letzten Jahren aufgezeigte Bedeutung des Kleinhirns für höhere Hirnfunktionen.

Zusammenfassende Tabellen, Graphiken, Abbildungen (z. T. farbig) und selten ein knappes Fallbeispiel lockern die Texte auf. Ein Glossar erläutert wichtige Fachbegriffe, wobei die für das Verständnis wichtige neuroanatomische Begrifflichkeit nur teilweise berücksichtigt ist. Einzelne sinnentstellende Fehler (z. B. die Aussage, dass bei der ideomotorischen Apraxie das Imitieren von bedeutungslosen *Gesichtern* nicht gelingt) sind bei der Endredaktion nicht aufgefallen. Das Sachregister wurde stiefmütterlich behandelt, einige Verweise führen nicht zu den wichtigsten Textstellen, die Einträge erfolgten z. T. sogar in wechselnder Schreibung (Cerebellum/Zerebellum).

Gerolf Renner, Birkenfeld

Walter, D., Rademacher, C., Schürmann, S., Döpfner, M. (2007). **Grundlagen der Selbstmanagementtherapie bei Jugendlichen, Band 1.** Göttingen: Hogrefe, 158 Seiten, 44,95 €.

Die Jugendlichenpsychotherapie, lange Zeit durch Sichtweisen und Behandlungskonzepte geprägt, die von einer generell krisenhaften Entwicklungsphase ausgingen, hat von den Innovationen im Bereich der allgemeinen Psychotherapie zunächst wenig profitiert. Dieser Zustand ändert sich in den letzten Jahren durch Konzepte, die weniger an einem globalen Krisengeschehen, als an der Bewältigung konkreter Entwicklungsaufgaben orientiert sind. Auch die gängigen Klassifikationsschemata erweisen sich häufig als zu schematisch, so dass es in der Praxis sinnvoller ist, sich auf übergreifende, altersspezifische Problembereiche zu konzentrieren, wie etwa Leistungs- oder Beziehungsstörungen.

An diesen Grundsätzen, gewonnen aus langjähriger Forschung und Praxiserfahrung, orientieren sich die Autoren der hier zu besprechende Veröffentlichung, mit der ein auf 5 Bände ausgerichtetes Projekt, den Selbstmanagement-Ansatz für die Jugendlichenpsychotherapie fruchtbar zu machen, eingeleitet wird.

Der jetzt vorliegende erste Band setzt sich zusammen aus einer Übersicht über das Therapieprogramm (SELBST) sowie einer Vorstellung der Diagnose- und Therapiematerialien. Abschließend wird die Umsetzung in der Praxis anhand von zwei Falldarstellungen verdeutlicht.

Das Selbstmanagement-Konzept, an dem die Autoren die Ausrichtung ihres Ansatzes orientieren, ist bei einer lerntheoretischen Grundorientierung integrativ angelegt und stützt sich auf Maßnahmen, die geeignet sind, Lern- und Veränderungsprozesse zu initiieren. Sehr viel Wert wird dabei auf einen direkten Bezug zu den persönlichen und sozialen Lebensumständen des Klienten gelegt. Die Autoren skizzieren die Anwendungsmöglichkeiten und markieren notwendige Abgrenzungen: Als übergreifende Problembereiche werden Selbstwert-, Leistungs-, Gleichaltrigen- und Familienprobleme benannt. Eine Konkretisierung und spezifische Ausrichtung des Ansatzes auf die genannten Problemkonstellationen ist den Folgebänden vorbehalten.

Die Vorzüge des Selbstmanagementansatzes für den Bereich der Jugendlichenpsychotherapie liegen auf der Hand, geht es doch im Wesentlichen darum, jenseits spezifische Problem- oder Störungskonstellationen Selbstregulation zu erlernen und zu praktizieren. Dies ist eine voraussetzungsreiches Unternehmen, das die aktive Mitarbeit des Jugendlichen erfordert und mithin in kognitiver wie motivationaler Hinsicht Mindestanforderungen stellt, die die Anwendung für bestimmte Störungskonstellationen, wie etwa Psychosen oder tiefgreifende Entwicklungsstörungen, ausschließt.

Den Hauptteil des ersten Bandes nimmt die Darstellung des Therapiemanuals „SELBST-Grundlagen“ ein, ein sieben Phasen umfassendes Rahmenkonzept, mit dem jeder Therapeut vertraut sein sollte, der diesen Ansatz in der Beratungs- und/oder Therapiepraxis einsetzen möchte.

Ganz im Sinne der Kanfer'schen Therapiekonzeption wird sehr viel Wert auf eine sorgfältige Analyse und Auseinandersetzung mit den motivationalen Bedingungen so-

wie der Struktur der Therapeut-Klient-Beziehung gelegt. Die Verwendung der Basisvariablen „Selbstkontrolle“ und „Selbstregulation“ ist ganz pragmatisch ausgerichtet.

Durch die sehr differenzierte und anschauliche, in einigen Passagen didaktische etwas überpointierte Darstellung, eignet sich das SELBST-Programm als Handbuch und Fundgrube im Beratungs- und Therapiealltag. Besonders hervorzuheben sind die zahlreichen Materialien, die ein systematisches Vorgehen hinsichtlich Diagnostik, Problem- und Zielanalyse ebenso gewährleisten wie regelmäßige Verlaufskontrollen.

Es gibt nur wenige Veröffentlichungen im Bereich der Jugendpsychotherapie, die in dieser Breite und Systematik, bewährte therapeutische Ansätze und unterschiedlichste empirische Befunde der Therapieforschung zu einem schlüssigen, praxistauglichen Konzept zu integrieren in der Lage sind.

Hubert Mackenberg, Gummersbach

Göppel, R. (2007). **Aufwachsen heute. Veränderungen der Kindheit – Probleme des Jugendalters.** Stuttgart: Kohlhammer, 300 Seiten, 28,- €.

Rolf Göppel thematisiert in dem vorliegenden Buch unterschiedliche Aspekte, die für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen eine Rolle spielen und von der (fachlichen) Öffentlichkeit diskutiert werden. Hierbei möchte er bewusst keinen „Beitrag zur gängigen Krisen- und Niedergangsrhetorik im Blick auf die Kindheit“ liefern. Vielmehr versucht er, sowohl die Perspektive der Kinder und Jugendlichen als auch die der Erwachsenen auf die entsprechenden Herausforderungen der Zeit einzufangen. Ziel ist, das „was sich hier angesichts der veränderten Bedingungen des Aufwachsens ... abspielt, besser zu verstehen“. Der Autor nimmt hierbei häufig den Blick der Psychoanalyse bzw. psychoanalytischen Pädagogik ein. Dabei wird das „Spannungsverhältnis zwischen Optionsvielfalt und Orientierungsverlust“ thematisiert, das für individuelle Prozesse, die Ausgestaltung des familiären Lebens und des erzieherischen Umgangs relevant ist. Immer wieder taucht die Ablehnung des Paradigmas „Kindheit als Konstrukt“ auf. Göppel bezeichnet es als die „Killerphrase, die jedes differenziertere Nachdenken über die Frage nach den Besonderheiten des kindlichen Wahrnehmens und Welterlebens erschlägt“.

Inhaltlich wird der Leser von der *Kinderforschung zur Zeit Korczaks* zu Beginn des 20. Jahrhunderts hin zur heutigen *Kindheitsforschung* geführt. Anfangs stand stark das einzelne Kind mit seinen individuellen Wandlungen, altersbedingten Entwicklungen und Problemen im Vordergrund. Heute gilt das Interesse vermehrt der Kindheit als ein historisches Phänomen, ein gesellschaftliches Segment, ein soziales Gebilde, ein kulturelles Muster. Somit haben auch gesellschaftliche Modernisierungs- und Individualisierungstendenzen Auswirkungen. Welche Möglichkeiten, Zumutungen und Erwartungen hält die Gesellschaft für ihre Kinder bereit? Welche individuellen Umgangsweisen der Kinder auf diese komplexen Lebensbedingungen finden wir? Göppel nimmt hierbei die deutliche Tendenz wahr, dass in der Kindheitsforschung „die Ent-

wicklung der letzten Jahrzehnte eher unter dem Aspekt eines Verlustes an Lebensqualität bzw. einer Zunahme der Problembelastung der Kinder“ bilanziert wird. Hier setzt er eine differenzierte Betrachtung der einzelnen Aspekte entgegen.

Somit werden folgende Inhalte diskutiert: das Weltbild des Kindes, Kinder im Freizeitstress, die Beschleunigung und Entschleunigung in Entwicklungs- und Bildungsprozessen, die Selbstständigkeit der Kinder, das Verhältnis von Autonomie und Anlehnungsbestrebungen, die Einschätzung der Lebensqualität der Kinder aus der Sicht der Erwachsenen und aus der Sicht der Kinder, die scheinbar dramatische Zunahme der Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen, jugendkulturelle Phänomene und die Gewaltbereitschaft Jugendlicher.

Insgesamt wird der Leser durch einen flüssigen Sprachstil, anregende Fragen und Erzählungen über Kinder immer wieder an das eigentliche Thema herangeführt: Warum maßen sich Erwachsene an zu wissen, was Kinder denken, bräuchten und wollen? Zur Beantwortung dieser Frage verknüpft der Autor gekonnt diverse Forschungsarbeiten mit aktuellen Diskussionssträngen. Beispielsweise geht er im Vergleich mehrerer Studien differenziert der Frage nach, ob Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen immer mehr zugenommen haben.

Kritisch betrachtet werden kann die Aussage, dass sich die heutige Kindheitsforschung meist auf das Paradigma „Kindheit als Konstrukt“ beschränkt. Einige Forschungsarbeiten stellen bewusst „die aktive Auseinandersetzung der Kinder mit ihrer Umwelt“ (Krüger/Grunert 2002), sozusagen das Kind als Subjekt und Akteur in den Mittelpunkt. Diese werden zwar erwähnt, fallen aber zu wenig ins Gewicht.

Das Buch behandelt sicher nicht alle Fragen des Aufwachsens von Kindern umfassend, was aber auch keineswegs der Anspruch ist. Es bietet einen spannenden Überblick über aktuelle Themen und regt den Leser zum Überprüfen seines eigenen Blickes auf die heutige Kindheit und Jugend an.

Ramona Thümmeler, Reutlingen

Ruppert, F. (2007). **Seelische Spaltung und innere Heilung. Traumatische Erfahrungen integrieren.** Stuttgart: Klett-Cotta, 262 Seiten, 24,50 €.

Ruppert, der seinen Schwerpunkt in der Arbeit mit Familienaufstellungen gefunden hat und sich damit wissenschaftlich und in der Praxis auseinandersetzt, überarbeitet sein Vorgehen immer wieder und stellt hier Erkenntnisse aus dem Umgang mit traumatisierten Patienten vor.

Nach seiner Auffassung wird beim Erleben eines Traumas oft ein Teil der Seele, der gesunde Anteil, von dem Erlebnis freigehalten. Der traumatisierte Anteil speichert die Erfahrung ab, während der Überlebensanteil mit dem Überwinden der traumatischen Erfahrung beschäftigt ist. Das gesunde Ich muss dem Überlebens-Ich Platz einräumen. Das Überlebens-Ich sorgt dafür, dass das Trauma-Ich nicht die

Kontrolle über Erleben und Handeln bekommt. Werden mehrere Traumata erlebt, können weitere Abspaltungen entstehen.

Ruppert differenziert vier unterschiedliche Traumaformen: solche, die mit der Existenz an sich, mit Verlusten, mit Bindungen und mit Bindungssystemen zu tun haben. Bei Existenztraumata geht es um Überleben von Situationen, die Todesangst auslösten. Wichtige Beziehungen gehen bei einem Verlusttrauma verloren (z. B. Tod der Mutter in früher Kindheit) und die Person befürchtet, von Verlassenheits- und Verzweiflungsgefühlen überflutet zu werden. Wird das Urbedürfnis von Kindern nach emotionaler Bindung an die Eltern aufgrund eigener Traumata nicht gestillt, kann ein Bindungstrauma entstehen. Das Kind bekommt keine sichere Beziehung zu ihnen. Es versucht ihnen zu helfen, aus der Illusion heraus, geliebt zu werden, wenn es ihnen zur Verfügung steht. Trauergefühle und Schmerz werden abgespalten. Es ist besonders gefährdet, Missbrauchsopfer zu werden.

In manchen Familien mit gestörten Erwachsenen funktionieren nur noch Überlebensanteile, so dass das gesamte Familiensystem gestört ist und es zu Gewalt und Vernachlässigung kommen kann. Die Überlebensanteile aller Betroffenen versuchen, Normalität vorzuspielen, um sich der Schuld der Erwachsenen nicht bewusst werden zu müssen.

Erster Schritt zur inneren Heilung ist die Erkenntnis von Spaltungen und des Wechsels von einer Teilpersönlichkeit zur anderen. Da hilft im Besonderen die Aufstellungsmethode, bei der für jede Spaltung ein anderer Stellvertreter gewählt wird. So können Anteile kennen gelernt und die Gesamtorganisation begriffen werden. Beim Zusammenführen und Integrieren der Teile muss der Überlebensanteil gewonnen werden, damit er nicht den Kontakt der gesunden zu den traumatisierten Teilen verhindert.

Ruppert hat die Methode der Familienaufstellung besonders für traumatisierte Menschen weiterentwickelt, weil die herkömmliche Form die Illusion schafft, dass aktuelle Beziehungsprobleme gelöst werden könnten, ohne das eigentliche Trauma anzusprechen. Außerdem kann eine erzwungene Hinbewegung zu den Eltern (eine Vorgehensweise bei Hellinger) zu einer Retraumatisierung führen, wenn es z. B. Gewalterfahrungen in der Kindheit gegeben hat. Zudem kritisiert Ruppert Hellingers Mythos, den dieser pflegt und sich „in die Position des erleuchteten Heilers“ begibt. Bei Ruppert sollen symbiotisch bedürftige Anteile von Klienten lernen, frei zu werden von den von Eltern übernommenen Traumagefühlen, Spaltungen sollen überwunden werden.

Zur Wirksamkeit von Aufstellungen führte Ruppert eine eigene Untersuchung durch. Ihn interessierte, wodurch eine Aufstellung spezifisch wirkt, ob die Stellvertreter zuverlässig spiegeln können, ob Ereignisse, die bei Aufstellungen ans Licht kommen, überprüfbar passiert sind und wie Patienten damit umgehen. Tatsächlich erlebten die meisten der 71 befragten Personen, von denen die meisten wiederholte Erfahrungen mit Aufstellungen hatten, dass tiefer gehende Probleme erkannt, bearbeitet und aufgelöst werden konnten. Sie gewannen Zugänge zu sprachlich nicht erfassbaren Emotionen. Stellvertreter können zwischen eigenen Gefühlen und Erfahrungen und denen im Gruppenprozess unterscheiden. Es kommen Tatsachen an

die Oberfläche, die von den Patienten als stimmig erlebt werden und durch Nachforschungen belegt werden können.

Hilfreich wäre, wenn schon der Titel erkennen ließe, dass es sich um ein Buch über Aufstellungen handelt, gerade weil hier ein eigener Ansatz verfolgt wird, der weit über die Ursprünge und die Mythen Hellingers hinausgeht. Das sehr gelungene Buch stellt eine eigene Weiterentwicklung der Familienaufstellungen anschaulich mit vielen Beispielen dar. Es ist Betroffenen wie Therapeuten zu empfehlen, selbst wenn sie nicht mit Aufstellungen arbeiten, sondern „nur“ Erläuterungen für die Entstehung von Traumata und Abspaltungen suchen.

Charlotte v. Bülow-Faerber, Ilsede

Brooks, R., Goldstein, S. (2007). **Das Resilienz-Buch. Wie Eltern ihre Kinder fürs Leben stärken.** Stuttgart: Klett-Cotta; 375 Seiten, 19,50 €.

Resilienz (Widerstandskraft) halten die amerikanischen Autoren Brooks und Goldstein für das wichtigste Erziehungsziel, das Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder anstreben können. Sie verstehen darunter die Fähigkeit der heranwachsenden Generation, Herausforderungen erfolgreich zu bewältigen und Versuchungen zu widerstehen. Im vorliegenden Buch wird ein erweitertes Verständnis dieses Modebegriffs präsentiert, der auch Selbstbewusstsein, Problemlösekompetenz, Frustrationstoleranz, Respekt und moralisches Verhalten umfasst. Dieser Erziehungsstrategeber will Wege aufzeigen, wie Eltern diese wichtigen Ziele erreichen können.

Die Autoren konzentrieren ihre Ausführungen auf eine Reihe wichtiger und richtiger Erziehungsgrundsätze. So sollen sich Eltern ihren Kindern gegenüber empathisch verhalten und sich um aktives Zuhören bemühen. Es wird ihnen nahe gelegt, demotivierende und psychisch verletzende Verhaltensmuster zu vermeiden und durch Erziehungsmethoden zu ersetzen, die Respekt und Verständnis gegenüber den Kindern zum Ausdruck bringen, ihnen Entscheidungsspielräume eröffnen und die Möglichkeit geben, eigene Stärken zu entwickeln und auszubauen. Zugleich sollen Problemlösefertigkeiten, Eigenverantwortlichkeit und konstruktiver Umgang mit Fehlern vermittelt werden. Schließlich wird auf die Wichtigkeit moralischer Grundsätze prosozialen Verhaltens und den Erwerb von Disziplin als Merkmale resilienzfördernder Erziehung hingewiesen. Dabei fehlt es auch nicht an Hinweisen auf die Bedeutung der elterlichen Vorbildfunktion.

Die Überlegungen werden in allgemeinverständlicher Form quasi im Plauderton entwickelt. Zahlreiche Fallbeispiele aus der Beratungsarbeit der Autoren dienen der Veranschaulichung und werben um die Zustimmung des Lesers. Den dargelegten Erziehungsgrundsätzen ist durchweg zuzustimmen, auch wenn manche Beispiele sicherlich in ihrem angloamerikanischen Kontext gesehen werden müssen und die beschriebenen familiären Veränderungsprozesse vermutlich bisweilen komple-

xer sind, als die geschilderten Vignetten vermuten lassen. Auch die Ausführungen zu Disziplin und Strafe sind zustimmungsfähig, sodass „Das Resilienz-Buch“ als brauchbarer Erziehungsratgeber bezeichnet werden kann, ohne dass darin bahnbrechend neue Überlegungen zur Kindererziehung deutlich würden.

Unter fachlichen Gesichtspunkten betrachtet befremdet allerdings die Einseitigkeit, mit der die Autoren das kindliche Temperament für kindliche Verhaltensstörungen verantwortlich machen, auch wenn es sicherlich für die Beratungsarbeit von Vorteil sein kann, der Schuldfrage für die bestehenden Probleme keinen zu breiten Raum einzuräumen. Stattdessen wäre zu wünschen gewesen, dass Brooks und Goldstein versucht hätten, entwicklungspsychopathologischen Überlegungen mehr Raum zu geben. Außerdem wird nicht auf die spezifischen Erziehungsbedingungen bei Kindern mit Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom und anderen psychischen Diagnosen verwiesen, die zumindest teilweise eine Modifikation der o. g. Erziehungsgrundsätze erforderlich machen. Allerdings machen die Autoren ja auch deutlich, dass sie von defizitorientierter pathologischer Sichtweise nichts halten und lieber an den Stärken ansetzen. Es ist also festzuhalten, dass das hier vorgestellte Konzept der Resilienz keinen wirklich neuen Gedanken in die Diskussion um die Kindererziehung einbringt. Übersetzerin und Verlag sind schließlich zu fragen, warum die deutsche Übersetzung des vorliegenden Buches noch weitgehend in „alter Rechtschreibung“ abgefasst wurde.

Dieter Irblich, Auel

Preston, P. (2005). **Testing Children: A Practitioner's Guide to the Assessment of Mental Development in Infants and Young Children.** Cambridge: Hogrefe & Huber Publishers, 133 Seiten, 29,95 €.

Das Buch der britischen Psychologin Phyllis Preston ist, so der einleitende Hinweis, das Ergebnis jahrzehntelanger Erfahrung in der Lehre testpsychologischer Untersuchungsmethodik bei Kleinkindern. Es führt den Leser in allgemein verständlicher Form in die Konstruktionsprinzipien psychologischer Leistungs- und Entwicklungstests, in Mess-theorie und in die Bedeutung der wesentlichen Testgütekriterien ein. Es beschreibt den Vorgang des Testens kleiner Kinder als komplexen interaktiven Prozess. Dabei wird auf eine Reihe von Details aufmerksam gemacht, die es zu beachten gilt, und die in Testmanualen zumeist mit dem Satz „Auf eine gute Beziehung zum Probanden ist zu achten“ pauschal abgehandelt werden. Preston weist auf die Wichtigkeit einer akkuraten Testdurchführung im Interesse objektiver Ergebnisse hin. In ihren Ausführungen bezieht sie sich vornehmlich auf Entwicklungstests wie die Bayley Scales of Infant Development, die Griffith Mental Development Scales und die Wechsler Pre-School and Primary Scales, also Verfahren, die in der Altersspanne von 0 bis 7 Jahren zum Einsatz kommen und für die es teilweise auch deutsche Bearbeitungen gibt. Allerdings erfolgt im vorliegenden Buch keine detaillierte Einführung in die genannten Tests.

Informationen dieser Art finden sich auch in anderen Werken der testpsychologischen Literatur. Was „Testing Children“ jedoch hervorhebt, sind die Anmerkungen zur Verhaltenbeobachtung während der Testdurchführung. Die Autorin fasst diese Aspekte unter den Begriffen „attention“ (Aufmerksamkeit), „extension“ (Explorationsverhalten) und „intention“ (motivationale Aspekte) zusammen. Sie spricht sich dafür aus, diese Gesichtspunkte möglichst genau deskriptiv zu erfassen, da nur so deren Vielgestaltigkeit individuell angemessen abgebildet werden könne. Das Ziel ist eine ganzheitliche Betrachtungsweise des untersuchten Kindes und eine Interpretation der quantitativen Testergebnisse im Lichte der Verhaltensbeobachtung und der übrigen während der Diagnostik gesammelten Informationen.

Damit wird deutlich, dass Entwicklungsdiagnostik ein komplexer Vorgang ist, der weit über das Befolgen der Testinstruktion hinausgeht. Dieses Vorgehen erfordert eine sorgfältige testpsychologische Ausbildung und ein hohes Maß an Vertrautheit mit dem jeweiligen Testverfahren. Preston beschreibt sowohl häufige Fehler, die z. T. auch noch dem erfahrenen Tester unterlaufen können, und gibt Hinweise, wie man seine Beobachtungsfähigkeit verbessern kann. Schließlich beschreibt sie ein Schema zum Abfassen von Untersuchungsberichten. Angereichert wird der Text durch einige in Versform gehaltene Passagen, die offenbar einen mehr intuitiven Zugang zu verschiedenen Aspekten kindlichen Erlebens und Verhaltens ermöglichen sollen und einen Anhang, der Informationen enthält, die der Leser bestenfalls als Kuriositätensammlung verstehen kann.

Insgesamt wird hier aber ein Standard testpsychologischer Diagnostik formuliert, dem die Anwendung dieser Verfahren, insbesondere durch Nichtpsychologen, oftmals nicht genügen kann. Auf die Pluspunkte des Buches wurde bereits hingewiesen. Allerdings würde man sich wünschen, dass die verschiedenen Aspekte der Verhaltensbeobachtung systematischer und anwendungsbezogener abgehandelt worden wären, evtl. auch mit detaillierter Beschreibung, worauf bei verschiedenen Aufgabenarten besonders zu achten ist. Dennoch handelt es sich um ein erwähnenswertes Buch, das aber an die englischsprachigen Standardwerke von Sattler (2001), Sattler und Hoge (2006) oder Kamphaus (2005) bei Weitem nicht heranreicht.

Dieter Irblich, Auel

Strobel, B. U. M. (2005). **Heilpädagogik für Erzieherinnen**. München: Reinhardt, 186 Seiten, 14,90 €.

In dem Maße, in dem außerfamiliäre Betreuungseinrichtungen wie Kinderkrippe, Kindergärten und Hort zunehmend mehr erzieherische Aufgaben zugewiesen bekommen, steigen die Anforderungen an die jeweiligen Erzieherinnen. Sie sollen Entwicklungsauffälligkeiten und sich abzeichnende Verhaltensprobleme der Kinder frühzeitig erkennen und angemessen darauf reagieren. Dies setzt ebenso wie die integrative Betreuung behinderter Kinder in Regeleinrichtungen Grundinformati-

onen über mögliche Störungsbilder voraus. Das vorliegende Buch der Diplom-Psychologin Beate Strobel versucht einen Überblick über häufige Auffälligkeiten und Störungen im Kindes- und Jugendalter zu geben und wendet sich an Erzieherinnen, Heilerziehungspflegerinnen und Grundschullehrerinnen. Dieses Vorhaben ist sicherlich anspruchsvoll, da hierzu aus einer Fülle störungsspezifischer Fachinformationen die relevantesten ausgewählt werden müssen, die auch ohne klinisches Vorwissen verstanden werden können und die zugleich handlungsrelevant sind.

Die Autorin nimmt zunächst eine begriffliche Klärung vor, was sie als Auffälligkeiten und was sie als Störungen verstanden wissen will. Abgesehen davon, dass solche terminologischen Festlegungen wohl immer unbefriedigend bleiben müssen, ist positiv hervorzuheben, dass in diesem Zusammenhang fragwürdigen Wortneuschöpfungen wie „originelles Verhalten“ eine Abfuhr erteilt wird. In einer Reihe von Einzelkapiteln werden dann verschiedene Erscheinungsformen kindlicher Auffälligkeiten dargestellt: Enuresis, Enkopresis, Konzentrationsstörungen, dissoziales und aggressives Verhalten, kindliche Depression, chronische Atemwegserkrankungen, Autismus, Sprach- und Sprechstörungen und verschiedene Behinderungsarten. Unter der Rubrik „Wahrnehmungsstörungen“ werden Legasthenie und Aufmerksamkeitsstörungen zusammengefasst, wobei die Abgrenzung letzterer zur Konzentrationsstörung, die an anderer Stelle abgehandelt werden, unklar bleibt. Da auch Autismus hier primär als Wahrnehmungsstörung beschrieben wird, könnte diese Systematik möglicherweise eher verwirren, als dass sie der Orientierung des Lesers dient. Weiterhin finden sich Ausführungen zu Hochbegabung und zu sexueller Gewalt gegen Kinder. Manchen, aber nicht allen der genannten Stichworte sind direkt pädagogische Empfehlungen zugeordnet, die sich jedoch oftmals auf Allgemeinplätze beschränken. So wird geraten, das jeweilige Kind in seiner Eigenart zu akzeptieren, ihm ein Beziehungsangebot zu machen, ihm Geborgenheit und eine klare Struktur zu geben. Auch der Rat, mit den Eltern das Gespräch zu suchen, ist sicherlich zumeist richtig. Bisweilen finden sich im Text Hinweise auf eine Zusammenarbeit mit klinischen Fachkräften. Auch hierin kann man der Autorin zumeist zustimmen. Es folgt eine Beschreibung der Arbeitsweise von Frühförderstellen. Ein gesondertes Kapitel ist den Elterngesprächen gewidmet. Das Buch schließt mit der Warnung, Pädagoginnen sollten keine unrealistischen Erwartungen an sich selbst stellen. Dabei wäre es durchaus auch wünschenswert gewesen, die Autorin hätte im Text durchgängig das Dilemma thematisiert, dass sich ergibt, wenn man sowohl der Gesamtgruppe als auch den besonderen Bedürfnissen einiger Kinder gerecht werden will. Leider spart Strobel auch den Zusammenhang zwischen den verschiedenen aktuellen pädagogischen Konzepten und speziellen Bedürfnissen von Kindern mit Verhaltensauffälligkeiten aus.

An einigen Stellen im Text ist Widerspruch angesagt, etwa wenn empfohlen wird, die Erzieherin sollte mit den Eltern klären, ob es sich beim Einnässen um ein biologisches oder familiär bedingtes Problem handelt. Bedenklich erscheint es auch, wenn immer noch die „gestützte Kommunikation“ als Methode gepriesen wird, um autistisches Denken erfahrbar zu machen oder wenn behauptet wird, hochbegabte Kinder würden häufig durch Schulversagen auffallen. Anderen Informationen die

im Buch enthalten sind, kann man dagegen durchaus zustimmen. Dabei handelt es sich jedoch zumeist nur um einige Grundinformationen zu den jeweiligen Störungsbildern. Diese reichen in der Regel nicht aus, um angemessen mit den betroffenen Kindern umgehen und die Eltern kompetent beraten zu können. Auch die eingestreuten Lektüreempfehlungen allein vermögen diese Lücken nicht zu füllen. Bei einigen Themen, z. B. Aggression oder Aufmerksamkeitsstörungen, bleiben die Ausführungen so fragmentarisch, dass es den uninformierten Leser nur verwirren dürfte. Sicherlich hätte es der Klarheit der Darstellung gut getan, wenn das Buch sich auf einen kleineren Altersabschnitt, z. B. das Kindergartenalter, beschränkt hätte. Andererseits vermisst man wichtige Themen wie Regulations- und Bindungsstörungen oder Epilepsien. Alles in Allem übersteigen die inhaltlichen Mängel die Vorzüge dieses Buches deutlich, sodass der angezielten Leserschaft leider keine Kaufempfehlung gegeben werden kann.

Dieter Irblich, Auel

Brunner, R., Resch, F. (Hrsg.) (2008). **Borderline-Störungen und selbstverletzendes Verhalten bei Jugendlichen – Ätiologie, Diagnostik, Therapie**. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, 231 Seiten, 19,90 €.

Dies handliche Buch tangiert einen bisher tatsächlich stiefmütterlich behandelten, aber sehr wesentlichen Entwicklungs- und Altersbereich im Rahmen der klinisch-psychotherapeutischen Arbeit im Umgang mit Jugendlichen. Dies ist mit einem eher geringen Umfang von den beiden Herausgebern, trotz der hohen Komplexität und gleichzeitigen Fluktuation der Symptomatik des differenzialdiagnostisch schwer zu fassenden Beschwerdebildes, in einem Überblickes angestrebt worden, allerdings m. E. nur begrenzt gelungen: Das Buch folgt der Grobgliederung: Ätiologie, Epidemiologie, Diagnostik und Therapie, wobei aber gerade der letzte Aspekt ganz deutlich zu kurz kommt. Bedauerlich ist auch, dass – trotz des unstrittig auch international anerkannten und dominierenden Ansatzes der Dialektisch-Behavioralen Therapie (DBT) nach Linehan in der langzeitlichen Behandlung dieser Störungsbilder und der wahrscheinlich notwendigen Darstellung eines pharmakologischen Kapitels – kein inhaltlicher Bezug zu Aspekten psychodynamischer/tiefenpsychologischer Ansätzen bzw. Konzepte vorgenommen oder wenigstens angedeutet wird, obgleich z. B. erst kürzlich eine umfangreiche, sehr fundierte Arbeit von Seiffge-Krenke (2007) erschienen ist, in dem differenzierte Bezüge auch zu dieser Thematik hergestellt werden.

Diese Kritik mindert jedoch nicht die inhaltliche Fundierung der einzelnen Beiträge zu den o. g. vier Schwerpunkten, mit denen die überwiegend in Universitätskliniken tätigen Wissenschaftler zum Verständnis dieser komplexen Störungsbilder mit einem weit gespannten Bogen von neuen Erkenntnissen der neurobiologischen

Forschung über die spezifische Epidemiologie bis hin zu Formen und Häufigkeit dieser (Persönlichkeits-) Störungen beitragen.

Dies ist auch angesichts der – inhaltlich hier sehr gut und leicht verständlich dargestellten – Zusammenarbeit zwischen den stationären/teilstationären Einrichtungen und den pädagogischen- bzw. Jugendhilfe- Institutionen sehr hilfreich und wird hoffentlich mit zum Abbau der leider gegenwärtig häufig doch noch existierenden Kluft zwischen Hoffnung/Wunsch und Realität bezüglich dieser Zusammenarbeit beitragen, denn selbstverletzendes Verhalten wie auch Suizidalität im Jugendalter sind meist mit akuter Behandlungsindikation verbunden und erfordern auch profunde Kenntnisse von den nichtärztlichen Kooperationspartnern. In diesem Sinne werden unter ätiologischen Aspekten vor allem neuropsychologische und -biologische Erkenntnisse zur Borderline-Persönlichkeitsstörung im Kontext mit Störungen der Emotionswahrnehmung und autobiographischen Befunden thematisiert. Die Darstellungen zur Epidemiologie fußen aktuell auf der Heidelberger Schulstudie in den Jahren 2004/2005, hierzu liegen allerdings auch Arbeiten zur Epidemiologie psychischer Störungen im Kindes- und Jugendalter generell (u. a. aus dem Marburger Arbeitskreis) vor, die hier zu relevanten inhaltlichen Vergleichen hätten Anlass geben können. Ähnliches trifft teils auch für die Untersuchungen zu Risikoverhaltensweisen und suizidalem Verhalten bei Jugendlichen (Pelz u. Becker) zu, wobei durchgängig auffallend ist, dass die Literaturbezüge (bis auf Arbeiten von Cloninger 1987), auch in den anderen Aufsätzen, leider im Allgemeinen nur knapp 10-15 Jahre zurück reichen, was m. E. bei solcher Thematik mit der Notwendigkeit tatsächlicher vergleichender entwicklungsrelevanter Analysen gerade auch unter gesellschaftskritischen Aspekten einen relevanten inhaltlichen Mangel darstellt.

Das Diagnostikkapitel ist primär auf wenige Selbst- und Fremdbeurteilungsinstrumente konzentriert, wobei hier auch sehr wesentlich auf die generelle Begrenztheit solcher Instrumente hingewiesen, zugleich aber auch ihre Notwendigkeit dokumentiert wird. Sehr hilfreich und orientierend ist die differenzielle Betrachtung von Brunner und Resch zur Abgrenzung zwischen „Adoleszenzkrise“ und Borderline-Störungen bei Jugendlichen.

Es ist noch hervorzuheben, dass es auch für einen Überblick einfach zu „dünn“ ist, auf knapp 10 Seiten das Konzept der „Dialektisch-Behavioralen Therapie für Adoleszente“ (DBT-A) darzustellen. Es würde dem Buch dann gut tun, hier etwas präziser über Inhalte und vor allem praktisch-klinische Erfahrungen zu schreiben. Sollte dies wegen noch fehlender breiterer Erfahrungen nicht möglich gewesen sein, dann wäre hier vielleicht wirklich noch etwas mehr Zeit (und Weile) vor einer Publikation angemessen gewesen. Es ist ein durchaus anregendes Buch zur Thematik, aber es kann hier eher nicht festgestellt werden, dass die Beiträge „umfassend zum Thema der Borderline-Störung im Jugendalter“ informieren.

Wolfram Zimmermann, Bernau bei Berlin

Suchodoletz, W. von (Hrsg.) (2007). **Prävention von Entwicklungsstörungen.** Göttingen: Hogrefe, 286 Seiten, 34,95 €.

In der Sozial- und Gesundheitspolitik spielen präventive Überlegungen, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, eine immer bedeutendere Rolle. Daher liegt es durchaus im Trend, das empirisch gesicherte Wissen über die Möglichkeiten und Grenzen von Präventionsmaßnahmen bei Entwicklungsstörungen zu sichten und in einem Herausgeberband zusammenzufassen. Von Suchodoletz führt in die Thematik in einem Übersichtsbeitrag ein, der sowohl auf die Chancen als auch die Schwierigkeiten und häufigen Missverständnisse im Zusammenhang mit Prävention eingeht. Die störungsspezifischen Einzelkapitel berühren dann einen weiten thematischen Bogen. An „klassischen Entwicklungsthemen“ werden Erhebliche Kognitive Beeinträchtigungen, Motorischen und Sprachliche Entwicklungsstörungen sowie Teilleistungsstörungen Schulischer Fertigkeiten abgehandelt. Dabei wird auf Fragen der primären, sekundären und (zumindest am Rande) tertiären Prävention eingegangen. Weiterhin werden in Deutschland eingesetzte Präventionsprogramme beschrieben und der Stand der dazugehörigen Evaluationsforschung prägnant dargestellt. Es schließen sich Kapitel zur Prävention bei Angst- und Bindungsstörungen an, wobei insbesondere zu letzteren von durchaus originellen präventiven Ansätzen berichtet wird. Breiten Raum nehmen im vorliegenden Band die Störungen des Sozialverhaltens ein. Hier werden die Programme TRIPLE P, FAUSTLOS und EFFEKT in Einzelkapiteln beschrieben und der Bericht über eine Metaanalyse zur Prävention delinquenten Verhaltens mittels verschiedener Programme schließt sich an. In einem weiteren Kapitel wird die Prävention von Interaktionsstörungen zwischen Eltern und ihren autistischen Kindern beschrieben, und schließlich findet der Leser vorbeugende Maßnahmen, die auf sozial-emotionale Störungen bei „Kindern mit Behinderungen“ zielen.

Die Beiträge sind durchweg informativ geschrieben. Sie bieten einen guten Überblick über die jeweiligen Präventionsmöglichkeiten und machen den Leser mit dem Stand der Evaluationsforschung vertraut. Insgesamt handelt es sich also um ein sehr lesenswertes Buch. Allerdings wird insbesondere bei den vorgestellten Elterntrainings bei Störungen des Sozialverhaltens deutlich, dass die Autoren sich oftmals bei der Outcome-Evaluation mit der Elterneinschätzung, ob das Programm ihnen etwas gebracht habe, zufrieden geben. Daher sind die berichteten Effektstärken sicherlich mit Vorsicht zu genießen. Unklar bleibt vielfach auch, wie sinnvolle primärpräventive Ansätze in der Praxis so verankert werden können, dass auch diejenigen davon profitieren, denen der Zugang zur psychosozialen Versorgung i. A. erschwert ist. Letztlich muss man sich auch fragen, ob nicht in Anbetracht der Vielzahl an Präventionsprogrammen zu verschiedensten Risikofaktoren, die derzeit im Gesundheitswesen auf sich aufmerksam machen, ein Überangebot entsteht, das bei begrenzten finanziellen und personellen Ressourcen dem richtigen und wichtigen gemeinsamen Anliegen, nämlich durch frühe Intervention möglichst günstige Entwicklungsbedingungen zu schaffen, letztlich sogar abträglich werden kann.

Dieter Irblich, Auel

Gün, A. K. (2007). **Interkulturelle Missverständnisse in der Psychotherapie. Gegenseitiges Verstehen zwischen einheimischen Therapeuten und türkeistämmigen Klienten.** Freiburg: Lambertus, 310 Seiten, 29,- €.

Gün führt anhand qualitativer Interviews mit einheimischen Therapeuten und mit zugewanderten Patienten in die alltäglichen Missverständnisse in der Begegnung mit Patienten anderer kultureller Herkunft ein, hier überwiegend entsprechend seiner Herkunft mit Zuwanderern aus der Türkei. Der Autor ist als Psychologe in einer großen Versorgungsklinik tätig. Bei den Interviewten handelt es sich um Patienten und um Therapeuten aus dem ambulanten und stationären Bereich der Erwachsenenpsychiatrie. Durch die hermeneutische Methode der Auswertung werden prototypische Missverständnisse typologisiert. Allen voran wird die „Gleichbehandlungsmaxime“ kritisiert, mit der die real existierenden Unterschiede zwischen einheimischen und zugewanderten Patienten hinter gestellten F-Diagnosen zu nivellieren drohen, wobei Gerechtigkeit in der Behandlung bedeute, die Patienten in ihrem je individuellen, historisch-konkreten Kontext zu verstehen und als ungleich (eben nicht „gleich gemacht“) wahrzunehmen. Des Weiteren wird der Unterschied zwischen sprachbasierten, kulturellen und religiös begründeten sowie ethnischen Missverständnissen handhabbar definiert und erläutert. Gün nimmt differenziert zu Vor- und Nachteilen des Einsatzes von Dolmetschern und zur Auswirkung auf die therapeutische Beziehung Stellung.

Dass der kleine Band sehr viel mehr enthält als die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Arbeit, erschließt sich dem Leser zunächst über die Fallbeispiele, welche die Diskussion der Ergebnisse treffend untermalen, und durch erhellende Ausführungen zu „Organchiffren“, die kulturtypische Syndrome beschreiben. Im zweiten Teil des Buches finden sich weiterführende und die aufgetretenen Fragen des neugierig gewordenen Kliniklers beantwortende Ausführungen zur Geschichte der Arbeitsmigration und zum Stand der interkulturellen Versorgung mit detaillierten Angaben in Hinsicht auf die Charakteristika interkultureller Institutionen. Anforderungen an ein Gesundheitswesen, das den Anspruch einlösen kann, dem Viertel der Wohnbevölkerung mit Migrationshintergrund gerecht zu werden, sind daraus abgeleitet. Am Schluss bietet Gün einen aufschlussreichen Exkurs über die Familienstrukturen von türkeistämmigen Familien, ein Plädoyer für familientherapeutische Grundhaltungen und gewährt einen durch gute Literaturkenntnis fundierten Einblick in seine Erfahrungen mit traditionellen, naturkundlichen Heilmethoden.

Das Buch ist durchdrungen von einem aufrichtigen therapeutischen Engagement des Autors, ohne gleichzeitig dogmatisch zu belehren. In seiner Differenziertheit und der Verbindung aus Theoriegeleitetheit und Praxisnähe ist es eine Bereicherung sowohl für den interkulturell Erfahrenen wie den Lernenden und kann zum besseren Verständnis von Einzelfällen und zur Beratung bei institutionellen Entwicklungen immer wieder mit Gewinn in die Hand genommen werden. Durch die eigene interkulturelle Erfahrung des Autors wird nachvollziehbar gemacht, dass hier we-

der einer Ethnisierung noch einer multikulturell-ideologisierenden Verniedlichung Vorschub geleistet wird.

Das gut lesbare und für die selten zugänglichen und komplexen Inhalte preiswerte Werk sollte somit in keiner kinder- und jugendpsychiatrischen Bibliothek fehlen.

Renate Schepker, Ravensburg

Retzlaff, R. (2008). **Spiel-Räume. Lehrbuch der systemischen Therapie mit Kindern und Jugendlichen.** Stuttgart: Klett-Cotta, 431 Seiten, 34,- €.

Rüdiger Retzlaff formuliert als ein Ziel der systemischen Therapie, die Schlüsselprozesse von Familien zu fördern, die zu Resilienz und Kohärenz beitragen. Sie will die Menschen nicht direkt verändern, sondern einen Kontext herstellen, der zu Veränderung einlädt und Entwicklungsschritte begünstigt. Die Rolle des Therapeuten beschreibt Retzlaff mit der Metapher des „Bergführers“, der die Wege kennt und mitgeht. Eine gute Familientherapie ist eine Form von Spieltherapie, die hilft, kreative und spielerische Seiten wieder zu entdecken und diese bei der Lösung von Problemen zu nutzen.

Im einleitenden Teil geht Retzlaff auf Grundprinzipien der Familientherapie ein und erläutert Rahmenbedingungen (wie Ausstattung des Therapiezimmers oder Regeln im Therapiezimmer).

Der zweite Teil beginnt mit einer ausführlichen Darstellung des Erstgesprächs. Der Autor beschreibt den Aufbau und die Struktur seiner Therapien und geht dabei sowohl auf den Umgang mit Fortschritten und Teilerfolgen, als auch mit Kooperationsproblemen, Stagnation und therapeutischen Sackgassen ein. Die Besonderheiten der Arbeit mit Jugendlichen werden herausgestellt und Formen der Diagnostik, individuelle, symptombezogene und Familiendiagnostik sowie symbolisch-metaphorische Techniken vorgestellt. Als wichtig wird die Kooperation mit Ärzten, Schule oder Jugendamt angesprochen. Bei den Ausführungen zur Einberufung einer Helferkonferenz übernimmt Retzlaff eine Verantwortung, die m. E. die federführende Kraft des Jugendamtes zu übernehmen hat.

Im dritten Teil werden sprach- und handlungsorientierte Interventionen vorgestellt. Retzlaff rät, mit einfachen Interventionen zu beginnen: Informationen geben, systemische Sichtweisen vermitteln und (Haus-)Aufgaben stellen. Es ist hilfreich, die Familie als Organisation zu beraten, Bindungen, Grenzen, Eltern und/oder Partnerschaft zu stärken und die vorhandenen sozialen Netzwerke einzubeziehen.

Im vierten Abschnitt wird eine Vielzahl analoger Interventionen besprochen, beginnend mit Gestaltungstechniken wie Bilder malen oder Collagen erstellen, über das Spiel mit Handpuppen oder Mini-Figuren (z. B. im Sandkasten oder im Puppenhaus) und Rollenspielen und anderen Theatertechniken bis zum Erstellen von Familienskulpturen, der Zeitlinienarbeit und der Arbeit mit dem Lebensflussmodell. Es können dabei jeweils unterschiedliche Szenarien gegenübergestellt werden

(Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft, Problemkasten – Lösungskasten, Land der Mutter – Land des Vaters).

Im letzten Teil geht der Autor auf bewegungs- und körperorientierte Interventionen ein, deren Bedeutung vor allem bei hyperaktiven Kindern herausgestrichen wird, sowie auf die Einbindung von Entspannung, Hypnose, Imagination und Träumen. Ein weiterer Zugang der systemischen Therapie sind verschiedene Ansätze des Elterncoachings, die Einbeziehung von Einwegscheibe und Video sowie Marte meo, Familien-Spieltherapie und Theraplay werden kurz erläutert. Die Bedeutung der Eltern als Team aufzutreten bzw. bei Problemen, vor allem mit Jugendlichen, deutlich Präsenz zu zeigen, wird eindringlich dargestellt. Den Abschluss bildet ein Kapitel über Strategien zum Ende der Therapie.

Rüdiger Retzlaff ist es gelungen, einen praktischen Leitfaden für die systemische Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Familien vorzulegen, zu dem man immer wieder greifen wird. Er erfasst Interventionen, die in Einzeltherapie wie auch mit gesamten Familien angewandt werden können. Dabei integriert er auch die neuen Medien und beschreibt, wie hilfreich zum Beispiel SMS eingesetzt werden können. Grafisch abgesetzt formuliert Retzlaff viele konkrete Fragen und spezifische Hinweise und veranschaulicht die Methoden durch viele Fallbeispiele. Es werden jedoch nicht manualartig Interventionen vorgegeben, sondern es wird betont, dass der Therapeut sich als Person einbringen und greifbar sein muss. Die Wichtigkeit von Joining und des Aufbaus einer tragfähigen Beziehung wird deutlich. Es ist spürbar, dass Rüdiger Retzlaff in den Therapien Zuversicht und Mut vermittelt, sich Veränderungen zuzutrauen; Veränderungen sind möglich, Probleme können gelöst werden, „Du kannst Einfluss auf deine Symptome nehmen“, unterstützt durch Mutmacherteams von Eltern, Familie oder Freunden. Interessant hätte ich abschließend ein Kapitel gefunden, in dem an einem längeren Fallbeispiel die Integration der einzelnen Interventionen über den Therapieverlauf hinweg besprochen wird.

Lothar Unzner, Putzbrunn

Schwabe, M. (Hrsg.) (2008). **Zwang in der Heimerziehung?** München: Reinhardt, 208 Seiten, 24,90 €

Die Autoren haben sich einem Thema gewidmet, welches kaum diskutiert wird und eher tabuisiert ist. Dies ist als sehr mutig zu bezeichnen, denn man kann mit ihnen einer Meinung sein, dass Zwang in unterschiedlichen erzieherischen Kontexten stattfindet, aber eben kaum öffentlich thematisiert wird. Definitivische Merkmale des Zwangs sind laut Autoren zum einen, dass der Gezwungene die tatsächliche Anwendung von Zwang (physisch und psychisch) erlebt und zum anderen auch dem Zwingenden zutraut, das Angedrohte umzusetzen. Als Beispiele von Zwang werden Situationen geschildert, in denen Eltern ihr schreiendes Kind, welches Süßigkeit-

ten im Supermarkt haben will, mit körperlicher Gewalt aus dem Supermarkt tragen oder die den Spielplatz verlassen, nachdem sie ihr Kind vergeblich aufgefordert haben, mit nach Hause zu kommen und dem Kind „Gefühle des Verlassenwerdens und der Preisgabe an eine elterlose Welt ohne Schutz und Orientierung zumuten“, weil man als Eltern nicht „verlieren“ will und dem Willen des Kindes, länger zu bleiben, nicht nachgeben will und selbst auch „existentielle Ängste aufgrund des Machtanspruchs des Kindes“ erlebt. Diese Situationsschilderungen bleiben unkommentiert, so dass man davon ausgehen kann, dass der Autor dieses erzieherische Verhalten angemessen findet. Es ist zu fragen, ob diese Beispiele wirklich „hochgradig eskalierende Konflikte“ darstellen, bei denen „unterschiedliche Mittel und Wege ausprobiert wurden“, die nicht zum Erfolg führten, weshalb die Anwendung von Zwang ausgeführt werden kann. Vielmehr imponieren die Beispiele als pädagogisch klägliche und einfallslose Lösungsversuche von absolut durchschnittlichen, alltäglichen Konfliktsituationen. Auch andere Formulierungen mögen den kritischen Leser irritieren, der darüber froh ist, dass in Deutschland endlich Gewalt als Erziehungsmittel mittels Grundgesetz geächtet ist. So etwa die Kritik an Elterntrainingsprogrammen, „die Lob und Ermutigung fokussieren und Zwang ausblenden“ und damit die konstruktiven Formen von Zwang aus ideologischen Gründen diskreditieren würden. Denn gerade bildungsferne Eltern könnten gewonnen werden, wenn ihre „ruppigen“ Erziehungsmethoden gewürdigt und ihre körpernahen Formen zu erziehen aufgegriffen würden. (z. T. wörtliche Wiedergabe).

Dass Zwang in der Heimerziehung in Ausnahmesituationen unumgänglich sein kann, besonders bei einer weiten Definition von Zwang (Haustür abschließen, einen tobenden Jugendlichen festhalten bis er sich beruhigt), wobei man hier wohl auch von „Grenzsetzung“, oder „Strafen“ sprechen könnte, mag sein. Möglicherweise treten hierdurch auch, wie die Autoren meinen, unter Umständen produktive Entwicklungsprozesse in Gang, insbesondere bei Kindern, welche Grenzsetzung in ihrem bisherigen Leben nicht kennen gelernt haben. Auch wird Zwang nach Autorenmeinung nur in Verbindung mit anderen Erziehungsmitteln als förderlich angesehen. Wann man allerdings von „ausweglosen, eskalierenden“ Situationen spricht, die eine Anwendung rechtfertigen, ist doch recht subjektiv und abhängig von den pädagogischen Kompetenzen des/r Erziehers/in. Das sehen auch die Autoren so und plädieren für eine transparente, kontrollierte Anwendung von Zwangselementen, die methodisch kontrolliert wird, und bedauern das Fehlen kontrollierter Studien. Das ist absolut zu unterstreichen. Die Autoren diskutieren immer wieder anhand verschiedener Heimsituationen das Für und Wider der Anwendung von Zwang. Sie führen exemplarisch für Zwanganwendung den Auszeitraum an und schildern seinen Nutzen anhand zahlreicher Beispiele. In einem letzten Kapitel werden rechtliche Grundlagen bei der Anwendung von Zwang und Gewalt bei der Heimerziehung dargestellt.

Annette Boeger, Essen

Die folgenden Neuerscheinungen können zur Besprechung bei der Redaktion angefordert werden:

- Baierl, M. (2008). Herausforderung Alltag. Praxishandbuch für die pädagogische Arbeit mit psychisch gestörten Jugendlichen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 39,90 Euro.
- Behr, M., Hölldampf, D., Hüsson, D. (Hrsg.) (2009). Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen. Personenzentrierte Methoden und interaktionelle Behandlungskonzepte. Göttingen: Hogrefe, 29,95 Euro.
- Benkert, O., Hippus, H. (2009). Kompendium der Psychiatrischen Pharmakotherapie. Heidelberg: Springer, 714 Seiten, 34,95 Euro.
- Cierpka, M. (Hrsg.) (2008). Handbuch der Familiendiagnostik. Heidelberg: Springer, 59,95 Euro.
- Franz, M. (2008). PALME – Präventives Elterntaining für alleinerziehende Mütter. Geleitet von Erzieherinnen und Erziehern. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 39,90 Euro.
- Herpertz, S., Zwaan, M. de, Zipfel, S. (Hrsg.) (2008). Handbuch Essstörungen und Adipositas. Heidelberg: Springer, 59,95 Euro.
- Kaschka, W. P. et al. (Hrsg.) (2008). Psychopharmaka kompakt. Klinik- und Praxis-Guide. Stuttgart: Schattauer, 24,95 Euro.
- Lehrke, S., Laessle, R. G. (2009). Adipositas im Kindes- und Jugendalter. Basiswissen und Therapie. Heidelberg: Springer, 34,95 Euro.
- Mehler-Wex, C. (2008). Depressive Störungen. Reihe: Manuale psychischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen. Heidelberg: Springer, 39,95 Euro.
- Mogel, H. (2008). Psychologie des Kinderspiels. Von den frühesten Spielen bis zum Computerspiel. Heidelberg: Springer, 29,95 Euro.
- Mosch, E. v. (2008). Mamas Monster. Ein Bilderbuch zum Thema Depression. Bonn: Psychiatrie-Verlag, 12,95 Euro.
- Neu, P. (Hrsg.) (2008). Akutpsychiatrie. Stuttgart: Schattauer, 29,95 Euro.
- Obrock, M. (2008). Körperwahrnehmung. Einstellungen zum Körper bei Mädchen mit Anorexia nervosa in der Adoleszenz. Bonn: Psychiatrie-Verlag, 29,95 Euro.